

Aus Sasaki Kuni's *Chintarō Nikki*

Übersetzt von Kimura Hisao und Hermann Bohner
NIPPON, Vol. VI, Heft 3, Berlin 1940, S. 146-159

Vorbemerkung

Es bedarf kaum besonderer Mühe oder Einsicht, um in Sasaki Kuni, aus dessen „Chintarō Nikki“¹ wir hier einige Stücke bringen, den an der Quelle der Dichtung schöpfenden japanischen Humoristen zu erkennen. Schon die Novelle „Un oder Wie der General Petroleumkönig wird,“² welche wir kürzlich in dieser Zeitschrift brachten, mag ihn als solchen dem Leser gezeigt haben. Aus Versehen wurde damals sein Name nicht mitgenannt; eigens deshalb sei heute nochmals auf Sasaki Kuni hingewiesen.

Ein wie feiner Humorist Sasaki Kuni ist, läßt freilich eine Übersetzung wohl nur ahnen. Die Sprache des Lachenden, Spaßenden, Scherzenden ist kaum übertragbar. Sie gleitet bei Sasaki so dicht am Alltäglichen, sozusagen Gewöhnlichen hin, unterscheidet sich aber da durch minimale Verschiedenheiten, welche nur durch das fein differenzierende Japanisch möglich werden, sonst unübertragbar sind; sie wird von scheinbar Untiefem aus plötzlich tief, und die Sterne seligen Humors japanischen Humors, strahlen dann auf. Da sind auch Gestalten und Typen, die es anderswo nicht geben mag, so hier der indisch-buddhistische Meister Takkai, der nach drei Sätzen, die er spricht, schon mitten in der Legende steht, welche Legende dann aber doch nur „eine Grotteske“ ist. Ein Spaß – sinnvoll des Sinnes leer – „wozu soll auch alles gleich eine Bedeutung haben?!“ sagt er. Ihm ist die Hauptsache, daß der Mensch kein „men“ hat. – Dies kleine Wort sei hier als Beispiel für Sprache und Menschentyp genommen und näher besprochen: „men,“ unzählige Male in der gewöhnlichen Sprache gebraucht, ist: „Ärger,“ „Verdruß,“ „Gram,“ „Anfechtung,“ alles, was irritiert, stört, bekümmert, die heitere Seele trübt, ist „men.“ – So simpel das Wort ist, so gewinnt es bei unsern Humoristen plötzlich große Tiefe – denn was wäre buddhistischer als dieses „men“ – das Metaphysische tut sich auf und ist dann auch schon wieder entschwunden, als habe ein Kind gesprochen und Abgrundtiefes gesagt. – Dann kommt in unserer Erzählung zu dem Meister des Indisch-Buddhistischen Takkai der Dozent der abendländischen Philosophie, Professor Oda, der überall eigne Dinge liegen und stehen läßt und fremde dafür mitnimmt – der „zerstreute Professor“ ist uns eine etwas abgebrauchte Figur der „Fliegenden Blätter;“ Sasaki wendet den Typ über das Spitzwegische hinaus ins Bizarre und dabei doch gleichsam Leichte: die Linie ist leicht, luftig, rasch, unmerkbar genial. – Takkai und Oda sind kaum zusammen, so spielen sie *Go*; das ist so typisch-japanisch so typisch für die beiden, daß es kaum besser erfunden werden könnte. Man ist komisch und alltäglich und kann auch tief und ernst sein.

¹ 珍太郎日記, 1921 (春陽堂書店).

² Bohners Werkverzeichnis № 48: https://bohnerbiographie.zenwort.de/bw_datan/71/Sasaki_Kuni_Un-Schicksal.djvu

Der Wirt in dem Berggasthof, wo ich dies schreibe, tut auch alles für seine Gäste, wenn man ihn nur Go spielen läßt, das er vom Aufgehen der Sonne bis um Mitternacht spielt. Go – das ist schon jenseits dieser (blöden) Welt und ist doch so alltäglich. Schach wäre zu hoch, Skat und Karten zu gewöhnlich; Go ist beides. Man sehe die beiden, wie sie da sitzen und Go spielen. Natürlich fangen sie an, sich über die Welt lustig zu machen oder sich gegenseitig zu erzählen, wie sie das getan haben, und zwar über den ganzen Globus hin. Wenn der „seltene Tarō“ (Chintarō) von seinen Erlebnissen berichtet – Nikki „Tagebuch“ nennt der Japaner solche Erlebnisaufzeichnungen – so kommen immerfort solche Gestalten hervor: Vater und Mutter sind so, und Chintarō selber ist so. Ausgerechnet am Vorabend des Knabenfestes ist er geboren; die aus Papier oder Tuch gefertigten riesigen Banner in Gestalt von Karpfen flattern an hohen Maibäumen in den Lüften überall bei jedem Hause, das männlichen Nachwuchs hat. (Vgl. das von der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Tōkyō herausgegebene Buch „Das Jahr im Erleben des Volkes.“³) Aus dieser Situation entwickelt sich gleich im Eingang Chintarō's Komik. Sasaki Kuni ist 1883 in Shizuoka geboren und erhielt seine Erziehung hauptsächlich in dem nicht fernen Tōkyō. Abendlänch, 1/4. Humoristen haben auf ihn eingewirkt. Wie wir in Na t s u m e „Botchan“ deutlich die Besinnung auf die eignen Jugenderlebnisse (auch im Sinne des deutschen Bildungsromans) erkennen, so finden wir Gleiches, ins Heitere gewandelt, bei Sasaki. Un sowohl wie *Chintarō Nikki* zeigen uns den Heranwachsenden. Schulerlebnisse, Gestalten der Schule drängen herein. Um die Schule weiß Sasaki gut Bescheid; war er doch selbst die längste Zeit lehrend tätig (6. Kōtōgakkō,⁴ Yōka der Keiō-Universität); Shōwa 3. Jahr [1928] entsagte er allen Ämtern, um ganz dem eignen Schaffen zu gehören. – Es sei dem Dichter an dieser Stelle herzlich gedankt für die freundliche Gewähr, aus seinen Werken zu übersetzen. Hermann Bohner.

Karpfenbanner (Chintarō's Geburt)



Abb. 1: Karpfenbanner (鯉魚旗) in Ashiya-machi, Onga-gun, Fukuoka, 29. Mai 1955.

Wenn die Leute zum Knabenfeste da und dort die Karpfenbanner aufzuhissen beginnen, werde ich immer daran gemahnt, daß mein Geburtstag wieder da ist. Früher, als ich noch nicht in die Schule ging, war ich fest überzeugt, diese Karpfenbanner gälten alle mir und man feierte überall ringsher auf diese Weise meinen Geburtstag. Als ich einmal zu meinen Verwandten nach dem fernen Yokohama kam und ich auch sogar dort hoch in der hellen Maienluft die Karpfen sah, verwunderte

ich mich begreiflicherweise nicht wenig darüber und gab meiner Freude darüber Ausdruck, daß auch die Leute von Yokohama so gut um meinen Geburtstag wüßten, und brachte mit solcher Äußerung die Anwesenden in eine Art heitere Bestürzung. Die Sache freilich hat ihren guten Grund.

³ Barghoorn, Adolf; Keyssner, Ernst; Laan, Hein van der; Rudolf, Gustav; Simonis, Erich; *Kokumin Nenju Gyoji* – *Das Jahr im Erleben des Volkes*; 1926 (OAG), Scan: <https://oag.jp/books/band-xx-1926>

⁴ 第六高等学校.

Man kommt – wie ich – nicht umsonst am vierten Mai, dem Vorabend des Karpfenfestes, zur Welt.

Drei Töchterlein waren vor mir nacheinander geboren worden; der Vater war vorbereitet genug, daß es wieder ein Mädchen werde. Und da kam ich. Und dazu ausgerechnet zum Karpfenfeste. Die Freude des Vaters kann man sich ja denken. Das älteste Schwesterchen – das war die erste Geburt; man hatte viel Angst und Beklemmung, und der Vater unterließ jederlei Zumutungen; es wäre schon mehr als genug geleistet, meinte er, wenn das Kind nur regelrecht Augen und Nase hätte; es sollte nur ruhig ein Mädchen sein. Da ward es denn auch so. Der Vater tröstete sich im Stillen: „Zuerst Mädels, dann der Jung,“ sagt das japanische Sprichwort nicht mit Unrecht, meinte er, und auch das englische: „the lucky man has a daughter for his first born“ mußte herhalten. Ganz so zufrieden war er bei sich selber doch nicht.

Bei der zweiten Geburt war er schon anspruchsvoller; er hatte ja das Sprichwort erlebt „Gebären ist leichter als man denkt.“ Und nun äußerte er rundweg, diesmal müsse es aber unbedingt ein Bub sein. Aber in dem Leibe der Mutter war da plötzlich nicht alles, wie es sein sollte. Die Hebamme kommt und massiert und bringt es wieder in die rechte Lage; aber sowie sie wieder fort ist, sitzt es wieder verkehrt. Diese zweite Schwester, die jetzt in der Schule hartnäckig ihre Stellung als Erste in der Klasse behauptet, war schon im Mutterleibe so beharrlich in der Behauptung einer einmal eingenommenen Stellung. Der Vater, der gehört hatte, Fußgeburt sei sehr gefährlich, fing aufs neue sich zu ängsten an und meinte fast flehend, ihm sei alles recht, auch ein Mädchen, wenn nur diese Geburt glücklich vorbei ginge. Da ging sie denn glücklich, und das zweite Schwesterchen kam zur Welt. Aber der Vater fing nun doch an, die Bekannten und andere Leute, die er traf, zu fragen, wieviele Mädchen sie denn hätten und wieviel Buben, und dabei kam er, so leid es ihm tat, sozusagen zu der statistischen Erkenntnis, daß, wenn es mit zwei Mädchen hintereinander angefangen hat, auch das dritte ein Mädchen wird, ja im schlimmen Falle überhaupt nur noch Töchter kommen. Da der Vater aber ein Mann war, der sich nicht so leicht besiegt gab, so sagte er stolz: „Gut! Geboren ist geboren, solch ein Mädchen ist mir so lieb wie ein Bub.“

Weil er aber nun doch erst recht die Erfahrung gemacht hatte daß eine Geburt keine so schwere Sache ist, nahm er, als es mit der dritten Geburt so weit war, fast befehlende, ja man kann sagen drohende Haltung an, als er sagte, er wolle diesmal nur von einem Bub etwas wissen. Die Mutter, die ihm einmal um das andere Töchter geschenkt hatte und die mit ihm fühlte, sagte mit hoffnungsvoller Miene: ja diesmal ginge ihr alles anders als die vorigen Male. Auch die Hebamme, die bisher immer gepredigt hatte, daß man vor der Geburt nichts wissen könne, versicherte, diesmal werde es ein Junge, sie wolle die größte Wette darauf eingehen. Der Vater wiegte sich in schönen Hoffnungen; er hatte einen herrlichen Namen für den ersten Sohn erwählt und harrte der Dinge. Die Zeit war soweit, und gleich als ob das alles so vorgeschrieben wäre, kam die Hebamme herbeigeeilt, dann der Arzt, und – die dritte Schwester tat den ersten Schrei. Der Vater kam von seinem Gemache oben herunter, winkte die Pflegerin zu sich und, als wollte er nur bestätigt wissen, was er schon wußte, sagte er strikt und bündig: „Ein Bub, gut!“ Die Pflegerin sagte: „Nicht! Mädchen!“ Aber das wollte in das allzu-selbstsichere Ohr nicht hinein. „Gut, sehr gut!“ wiederholte der Vater, Die Pflegerin dachte, der Herr habe ihr „Nicht, Mädchen“ als eine Bestätigung dafür ausgelegt, daß es kein Mädchen, sondern ein Bub sei, und sagte jetzt umständlich in höflicher Weise, so daß jede Täuschung ausgeschlossen sein mußte: „Ein Fräulein Töchterchen!“ Aber diese Höflichkeit hatte eine grausame Wirkung auf den soeben noch so fröhlichen Vater. „Ach!“ sagte er, „was kostet das für ein Geld, die Mädels an den Mann zu bringen!“ Solch eine Mädchengeburt, meinte er dann wieder, sei so viel wie einmal abbrennen. Man müsse doch verstehen, daß es keine reine Freude sei, so oft vom Brande heimgesucht zu werden.

Der nun kam, war ich. Der Vater, durch Schaden klug geworden, hatte jeder schönen Hoffnung entsagt. Er hatte so oft schon seine Klagen vorgebracht; dabei war jetzt auch die Mutter, vor allem aber die Großmutter nicht einfach mehr still, und diese letztere machte ihrem Sohn Vorhaltungen. „Was sind das für Zumutungen von dir!“ sagte sie. „Du siehst doch, daß O-tsuyu (deine Frau) dir die Mädchen nicht mit Absicht oder Willen gebiert. Das sind Geschenke, von oben. Was willst du denn sagen, wenn dir nun etwa ein verkrüppeltes Kind gegeben würde? Wohin willst du denn dann deine Beschwerde richten? So reizende Töchterlein hast du bekommen, und doch hörst du nicht auf zu klagen. Das ist wider die Gottheit. Sieh zu, daß nicht Strafe dich trifft!“ Diese Verweisung wirkte auch. Der Vater war nun auch auf den Fall gefaßt, daß es wieder ein Mädchen würde; wenigstens gab er sich den Anschein, als habe er alles der höheren Schickung anheimgestellt. Nur hie und da sagte er: „Auf *die* Hebamme ist keir Verlaß. Dies Lügenweib! Unter deren ihren Händen weiß mar am Ende nicht einmal, was alles passiert.“ So wurde die arme Hebamme diejenige, gegen die sein unterdrückter Groll sich aus lassen mochte. Als nun dies „Lügenweib“ kam und mir ans erst Licht dieser Welt half, wollte der Vater mit keinem Schritt au seinem Studierzimmer herunter. Die Pflegerin ging zu ihm hinaus und meldete, daß ihm ein Sohn geboren worden. So leichthin konnte und wollte er aber da nicht Glauben schenken. Jetzt kam die älteste Schwester heraufgeeilt und rief: „Ein Brüderchen! Vater ein Brüderchen!“ – „Was, also ein Junge!“ Mit diesem Schrei sauste der Vater hoch, drängte in der Enge zwischen Pflegerin und Schwesterchen durch, stürzte wie im Fluge hinunter und – verschwunden war er! Als unten die Aufregung sich ein wenig gelegt hatte, Verschiedenes erledigt und alles wieder in einen ruhiger gewordenen Zustand gekommen war und man nun die Abwesenheit des Vater bemerkte und sich gerade fragte, wo er denn wohl sei – da kam er durch die Tür herein, sein Gesicht zerplatzte fast vor Zufriedenheit und Glück, und dicht hinter dem Vater kam ein Händler, de: ein riesiges Karpfenbanner und ein herrliches Saalbanner auf der Schulter trug.

Dieses Karpfenbanner war übrigens bis vorletztes Jahr erhalten bei der großen Sommerreinigung (wo alles im Freien gelüftet und gesonnt wird) spielten mein Freund Kō und ich darin Bunker-Kampf – einer war durchs Maul, der andre durch den Schwanz hereingekrochen – bei diesem Kampf ging es natürlich nicht ohne Risse und Verletzungen ab. Die Schwestern gingen dem Karpfen dann vollends an den Leib; sie schnitten und schnipfelten an ihm um die Wette herum und machten Lappen und was weiß ich noch daraus.

Der Brief Herr Takkai kommt manchmal zu uns zu Besuch. Dieser Lehrer für indische Philosophie, der bis zum 34. Lebensjahre auf der Universität seinen Studien oblag, weil er nämlich keinen gelehrten Grad zu erreichen, durch keine Prüfung hindurchzukommen vermochte, und dessen plötzliches Graduierwerden dann seinem greisen ehrwürdigen Vater einen solchen Schreck versetzte, daß dieser glücklich aus dem Leben schied – dieser Lehrer der indischen Philosophie ist in der Tat offenbar über das Irdische erhaben, „Großes Tier kommt spät zur Reife“ – solch großes Tier muß er wohl sein. Wahrscheinlich rechnet bei ihm die Lebensdauer mit 200 Jahren. Eine Langmut hat er! rein bewundernswürdig!

Ich, der ich immer den raschblütigen ungeduldigen Vater vor Augen sehe und zur Einsicht gekommen bin, daß der Mensch ein Wesen ist, das zornig werden und dreinschlagen kann – fühlte mich in Takkai-san's Nähe wie von sanftem Frühlingswind liebend gestreichelt. Sagt man nicht: „Ein großer Mann ist wie ein Kind?“ Dann ist Takkai gewiß ein großer Mann oder mindestens ist er nahe daran, der große Mann zu werden. Er hat etwas, das nur das Kind hat. Er plaudert mit mir und den Schwestern, er plaudert und plaudert, das nimmt kein Ende. Oder so geht er auch wieder mit mir ins Kino. Ein anderes Mal dann predigt er dem Vater. Vor ein paar Tagen ärgerte sich der Vater wütend über etwas und schalt der Mutter gegenüber, Takkai kam dazu und fing an und redete – ob ich alles verstanden oder behalten habe, ist eine Frage – er sagte ungefähr so: „Ein Prügel,

eine Wunde; ein Schlag, ein(mal) Blut. Andre mahnen, mag Gewinn sein; eigner Gram ist nur Verlust. Allein geboren, allein gestorben; einsam kommend, einsam gehend. Ein Menschenleben sind zwanzigtausend Tage, Gram, Gram, Ärger, Ärger frißt in sich, ist nicht rätlich. Anfechtung, Anfechtung ist nur Schaden.“ Der Vater konnte nicht anders als gezwungen dazu lächeln; ob es ihn aber doch nicht innerlich gekribbelt hat, als er (der so rasch in allem war und ist) da stille halten und sich von dem Meister des Sitzenbleibens zurechtweisen lassen mußte?? „Aha, es ist noch nicht halb acht,“ sagte der Vater nach dem Frühstück und sah auf die Wanduhr. Merkwürdig, wie ich am Sonntag immer so früh aufstehe. Wahrscheinlich kommt es daher, daß ich da weiß: ein ganzer freier Tag ist vor mir und die ganze Zeit steht mir zur Verfügung. Übrigens kommt Herr Oda heute abend zum Go-Spiel.“ „Schön,“ sagte die Mutter, „ich möchte dich nur so sehr bitten es ist die höchste Zeit, daß du allerspätstens heute Herrn Kaneyama schreibst,“ und dabei, indem sie das erbat, studierte die Mutter sehr sorgfältig den Gesichtsausdruck des Vaters. Ein Befehl der Mutter ist nämlich immer in die Form einer Bitte gekleidet. „Ich schreibe schon,“ entgegnete der Vater. „Wenn mit dem Schreibzeug (Pinsel und Tusche und dem anderen) alles in Ordnung ist, dann schreibe ich immer, wann du willst. In meinem Studierzimmer aber findet sich weder ein Tuschschreibkasten noch das (in solchem Falle benötigte) Briefpapier in Rollenform. Wenn ich erst noch Mühe aufwenden muß, auch das alles noch herbeizuschaffen – ja, wenn ich nur daran denke, daß ich das tun sollte, vergeht mir alle Lust, die Sache selbst zu unternehmen.“

Herr Kaneyama, muß man wissen, ist ein Freund Onkel Tomomasa's und hat sich freundlicherweise bereit gefunden, für die älteste Schwester die bei Verlobung und Heirat unerläßlichen Vermittlerdienste zu leisten. Er hatte schon vor einer Reihe von Tagen in Fragen der Bestimmung des Tages usw. der Hochzeit an den Vater geschrieben; dieser aber hat, wie mir scheint, die Antwort – wie er es oft gern macht – von einem Tag auf den andern und von da immer weiter verschoben. „Ein Schreibkasten“ (erwidert man ihm) „ist natürlich im Handumdrehen beschafft. Wenn du nur auch ein einziges Wort davon gesagt hättest.“ „Ja, so sagt ihr und denkt, das wäre richtig. Ist es aber nicht. Wenn du erst etwas tun mußt und erst auf meine Bitte hin dafür sorgst, so kann unmöglich viel dabei herauskommen. Erstens muß man dann erst den Anlauf nehmen zu bitten. Zweitens muß dann erst alles beschafft und vorbereitet werden. Unterdessen ist einem schon alle Lust vergangen. Das muß alles schon da sein, hübsch und schön vorbereitet! Dann, ja dann, eh ich's versehe, kommt die Lust, die Begeisterung, und von der getrieben, wird alles in einem Zug frisch und flink erledigt.“ „Aber ich bitte dich, es ist doch deine eigene Tochter, für die du schreibst, und du sprichst, als berühre dich das alles gar nicht und als sei es die Sache ganz anderer Leute, eine fremde Sache.“ „Ja natürlich. Es handelt sich nicht um Nachfrage wie im Geschäft (wo man ja klar auf einen Gewinn ausgeht). Vielmehr: da hat man eine Tochter in langen langen Jahren mit Mühe und Aufopferung großgezogen und die soll man jetzt einem anderen geben – umsonst. Das ist begreiflich, daß man keine große Eile hat.“ –

So ist der Vater immer. Wenn die Mutter nichts gesagt hätte, hätte er es noch eine Woche liegen lassen. Da die Mutter aber fürchtete, die günstige Gelegenheit würde wieder vorübergehen, machte sie keine Einrede, sondern sagte nur: „Gut, ich gehe gleich hinauf und bringe alles in Ordnung, Dann bitte ich nur, daß du auch gleich schreibst,“ und sie stand auf, brachte alles, vom Briefumschlag bis zum Papiermesser, hübsch und ordentlich zusammen und ging damit hinauf, kam aber umgehend wieder herunter und hat um die Erlaubnis, das Studierzimmer, dieses Sanctum des Vaters, kehren und aufräumen zu dürfen; es sehe da zu unordentlich aus. Als das Aufräumen fertig war, kam die Mutter herab und sagte: „So, jetzt ist alles bereit; ich bitte dich, schreibe jetzt!“ Ja, so vieler Umstände bedarf es, damit ein Brief zustande kommt. Der Vater hatte jetzt auch nichts zu erwidern. Mit einem Entschluß stand er auf und ging hinauf.

Nicht lange, so kam ein Briefträger mit einer Nachnahme. Ich brachte sie der Mutter. Diese wußte nicht, ob sie ohne weiteres bezahlen dürfe oder solle und rief deshalb den Vater herunter. Der kam sogleich herab und es wurde bezahlt. Der Vater legte seine Hand immer wieder auf den Kopf und sagte, indem er die Mutter vorwurfsvoll ansah: „Du hast mir am Kopfe eine Wunde beigebracht.“ Wir, die Mutter und ich, konnten nicht begreifen, was er meine, so unerwartet kam das. „Was ist dir?“ sagte die Mutter ängstlich. „Der Kopf ist mit der elektrischen Birne zusammengestoßen. Da sieh, wie es blutet.“ Er beugte sich, daß man den Kopf besser sehen konnte. Richtig war da an einer Stelle des Scheitels, wo das Haar nur spärlich wuchs, eine kleine Wunde, die blutete leise. Die Spitze der Birne war da wohl hineingefahren. „Schmerzt es sehr?“ fragte die Mutter, ihrem Mitgefühl Auskuck gebend. Dann aber fing sie an, in sich hineinzulachen. Ich sonnte mich von Anfang an des Lachens nicht erwehren; ich lachte jetzt lauthals mit. „Das ist nicht zum Lachen!“ sagte der Vater. „Du hast meinen Schreibtisch nach vorn gerückt, einen Fuß oder mehr, und das so, daß, wenn ich sitze, die elektrische Birne genau über mir ist. Und dann hast du gewartet, bis ich sitze, und hast dann laut mich gerufen, oder nicht? Und ich, ahnungslos über deine ganzen Machenschaften, springe sogleich auf und – ernte natürlich das!“ Der Vater wollte durchaus die Mutter zur Schuldigen machen. So es heller ist,“ sagte die Mutter, „ist gut schreiben,“ dachte ich. „Darum habe ich den Tisch vorgeschoben. Übrigens tut mir die Sache schrecklich leid.“ „Habe ich nicht immer gesagt: in meinem Studierzimmer wird nicht aufgeräumt? Das ist unnötig dort. In meinem Zimmer ist wohl alles durcheinander; aber diese Unordnung ist in Wirklichkeit die vollkommenste Ordnung! So merke dir das doch endlich,“ sagte im Beschwerdeton der Vater, „und passe auf darauf!“

In der Tat ist das Studierzimmer ein Heiligtum: ein Weib darf daran nicht tasten, sonst kommt Unheil. „So warte noch einen Augenblick!“ sagte die Mutter, und kiel den Vater zurück, „Damit keine Bakterien hineinkommen!“ Und sie wollte dann ein Heftpflaster auf die Wunde legen. Im Haar aber ging es nicht gut. Da fing die Mutter wieder an zu lachen „Was lachst du?!“ – „Das Pflaster hält nicht. Besser wäre der Kopf kahl.“ – „Das Loch im Kopf tut’s also noch nicht. Du verlangst auch noch, daß der Kopf kahl wird. Solch eine Herzlosigkeit.⁵ In diesem Augenblick tauchte Takkai-san auf. Er kommt nämlich, fast nie wie andre Besucher durch die Haustür und den Hausfloor herein, sondern geht durchs Vorgärtchen und steigt von dort in das Wohnzimmer. Er gab mir ein Krüglein eingemachten Rettichs, das er für mich mitgebracht hatte, grüßte die Eltern, aber nur sehr kurz, und fing an: „Ich komme von meiner Heimat, wo ich wieder einmal kurz gewesen bin. Wie geht’s? Wie steht’s? und indem er sich dem Vater zuwandte: „Gram, Gram, Ärger. Herr Kamimura, es scheint etwas Sie anzufechten?!“ Dabei ging ein Lachen wie das des Frühlings über sein Gesicht.

„Das nun gerade nicht,“ entgegnete der Vater „Nur meine Frau hat mir da eben ein Loch in den Schädel geschlagen,“ und er erzählte dem Gaste die Sache ausführlich. „Sehen sie richtig in die Falle gegangen ...“ sagte der Vater, des Gastes Mitgefühl für sich fordernd. „Das ist aber nicht von *Bedeutung*,“ war Takkai’s Erwiderung; „die Welt ist eigentlich leer; oder als eben nichts. Was bedeutet ein Kopf, der kaputt geht oder auch zwei? Oder einer, der ein Loch gekriegt hat: der könnte ja – diese Imagination wird Ihnen leicht eingehen als Wasserbehälter dienen. So ist es z. B. bei dem Glücksgott Hotei bei den Figuren, die ja überall zu haben sind. Sie könnten dann Ihren jetzigen Beruf an den Nagel hängen und einfach einer der sieben Glücksgötter werden. Und wenn nicht, so kommt einmal eine und die paßt in das Loch, und alles ist wieder ausgeglichen. Beruhigen Sie sich! Werden Sie ruhig! und lachen Sie fröhlich! Nur immer lachen! Ja, ich sehe, Sie haben noch

⁵ Anm. d. Hrsg.: Glatzköpfigkeit (*hage* ist ein entsprechend unhöflicher Ausdruck, 坊主”bözu” für rasierte Schädel – von Mönchen – ist deutlich rücksichtsvoller), die in Japan aus natürlichen Gründen seltener vorkommt als bei europäischen Männern, gilt als häßlich.

einen langen Weg der Übung vor sich. Namu-Amida-butsu!, Namu-Amida-butsu!“ Vater wußte nicht, ob das Ernst oder Scherz sei. Takkai verschleierte zuletzt alles mit dieser Amida-Anrufung.

Der Vater kannte seinen Takkai; er wußte, daß derselbe wie ein Aal eigentlich nie recht zu greifen war. Daher nahm er auch diese Ansprache nicht allzuschwer. „Wenn man so wäre wie Sie,“ meinte er dann, „würde einem überhaupt nichts mehr zu schaffen machen. Aber kommen Sie jetzt nur einmal hier herein!“ und damit führte er ihn ins Empfangszimmer. Takkai nahm da Platz, und nun begann er zu der Mutter zu reden; in einem ernsten Tone fing er an: „Die Sache mit der Wunde ist doch nicht so leicht zu nehmen, Wasserbehältnis hin oder her – so einfach läßt sich das doch nicht abmachen. Man mag leicht begreifen, daß das Herrn Kamimura anfißt und ihn in Unruhe bringt. In meiner Heimat war auch so jemand mit einem Loch im Kopfe, der ging zuletzt darüber ins Wasser!“ – „Und das Loch war auch durch eine Birne gekommen?“ frug die Mutter, bei der Takkai's Worte wie eine Angel gewirkt hatten. „Nein, nein, das nicht,“ beruhigte Takkai. „Das Loch war die Folge eines operativen Eingriffs. Dieser Mann hieß Kyūbei; ein Sonderling war er in meinem Heimatdorfe, und das Ganze war wohl noch zu einer Zeit, da selbst Herr Kamimura noch nicht das Licht dieser Welt erblickt hatte. An einem schönen Frühlingstage ging Kyūbei in die Berge, die Blütenpracht zu genießen. Dabei ließ er sich den Wein köstlich munden; er trank und trank und sank zuletzt in tiefen Schlaf. Als er wieder erwachte, war die Frühlingspracht verrauscht und reife Kirschen hingen an den Bäumen. „Also so fängt es an!“ mahnte der Vater. Takkai-san ließ 'Ich nicht rausbringen. „Eine Kirsche,“ fuhr er fort, „war Kyūbei auf seinen Kopf gefallen; diese keimte da und trieb; sie sog Nahrung vom Hirn her und wuchs zusehends. Im nächsten Frühjahr konnte Kyūbei sitzend die Blüten betrachten. Das Gerücht davon verbreitete sich; von den Nachbardörfern kamen sie in hellen Mengen, (wie sie sagten) Kyūbei-Blüten-Schau. Es wurde wie ein Jahrmarkt um ihn.“ – „Sie sind doch immer der gleiche, Takkai-san Mutter, noch immer in Verblüffung. „Das ganze Dorf war glücklich über die Sache; es kam Geld und immer mehr Geld. Nur unserm Kyūbei wurde immer lästiger, daß Frühling Frühling immer mehr Leute zur Blütenschau kamen und um ihn herum musizierten, tanzten und johlten. Er entschloß sich, den nunmehr hochberühmten Baum auf seinem Kopfe herausnehmen allen Wurzeln herausnehmen zu lassen. Die Operation wurde in der Hochschulklinik der Hauptstadt ausgeführt. Da es aber ein beträchtlicher Baum geworden war, entstand, wo man ihn herausnahm, auch ein beträchtliches Loch. Das füllte sich mit Wasser; ein See entstand. Es wurde Sommer; die Dorfkinder kamen, um, wie sie sagten, im Kopf Kyūbei's zu fischen. Im Winter fielen Enten ein und lärmten da. Die Sache wurde unserem Kyūbei doch zu dumm. Nach vielen kummervollen Nächten, qualvollen Hin- und Herüberlegens, warf er sich eines Abends ...“

„In den See auf seinem Kopf, wollen Sie sagen!“ kam ihm der Vater zuvor. „Aha, Sie sehen die Sache im voraus, wie sie kommt ... so war es. Er warf sich in den See auf seinem Kopf und ertrank.“ Takkai-san machte ein kühles Gesicht wie immer. „Hm ...,“ meinte der Vater. – „... Sie waren in Ihrer Heimat Hatten Sie dort etwas zu tun?“

„Ja, wegen der Wiederkehr des Todestages meines Vaters,“ wer die Antwort. „Ach so, es ist ja schon ein Jahr her! Wie die Zeit verrast! sagte der Vater. Und die Mutter sagte ein paar Worte der Teilnahme.

„Von Ihrem Herrn Vater,“ sagte Takkai, gleichsam den Dalli, zurückgebend, „habe ich sehr viel Freundlichkeit empfangen. Der Tag meiner Promotion und der Todestag meines Vaters sind ein und derselbe Tag; das kann ich nie vergessen. Zwar, die Zeit heilt manche Wunde; allein, wenn ich einmal daran denke, daß ich als Opfer der Examenswesens bis zum 34. Jahre die Hochschulbank gedrückt habe und zuletzt mit dem Telegramm meiner glücklichen Promotion den Vater aus dieser Welt herausgeschreckt habe, so treibt auch mich das um und ficht mich an. Zum Glück sind andre

mir noch über neulich habe ich von einem gehört, der blieb neun Jahre auf der Universität Kyōto, Recht zu studieren. Als er endlich graduiert wurde, war sein Sohn schon groß geworden, stand da und rief „Bravo, Väterchen!“ Und Takkai lachte.

Herr Oda kam. Herr Oda hat sich mit der europäischen Philosophie befaßt. Er ist zumeist im Nachdenken begriffen und schlüpft deswegen, wenn er irgendwo in ein Haus gekommen ist und wieder weggeht, in der Regel in die Holzschuhe eines anderen. Diese Holzschuhe eines anderen, in die er aus Versehen geraten ist, verwechselt er dann bei nächster Gelgenheit mit denen eines dritten. Man tut gut, ihm auf der Stelle nachzugehen, bevor er die zweite oder dritte Umwechslung ausübt, sonst kommt man nie wieder zu dem eigenen Besitz. Wie oft ich zu Herrn Oda ins Haus geschickt wurde, Holzschuhe umzutauschen, ist unaufzählbar. Diejenigen Kleidungsstücke, die er unmittelbar auf dem Leib trägt und die er nicht ablegen darf oder kann, sind zwar sicher; umso schlimmer ist es mit allem Ablegbaren; bestimmt läßt er jedesmal das Eigene liegen und nimmt Fremdes mit. Einmal – ich weiß nicht, was er sich eigentlich dabei dachte – spannte er heimkehrend den eignen Regenschirm auf, nahm den meines Vaters unter den Arm und ging. Als der Vater ihn wegen einer Revanche-Go-Partie in seinem Hause aufsuchte, sagte Takkai: „Lieber Freund, das ist dein Schirm! Du lachst immer über mich, daß ich so zerstreut sei. Diesmal bist du es, der den Schirm hat liegen lassen, hier! Auch der Meister der Schrift Keō fällt vom Baum. Der Vater war nicht wenig verblüfft. Oda ist es auch, der den Hut eines andern aufsetzte und gelassen erklärte, sein Kopf sei in diesen Tagen plötzlich dünner geworden. Natürlich macht er auch „Fehler“ im Satze. Er ist für diese „Druckfehler“ bekannt; z. B. sagt er etwa: „Dann ist der nächste Sonntag also Donnerstag“ oder ähnliches. Wenn er zu uns kommt, spitze ich die Ohren; solch eine Sammlung versehentlich denkwürdiger Sätze eines Philosophen zusammenzustellen, erschien mir doch allzuschön. Mein Vater hat ja auch Eigenheiten genug und gibt der Mutter rteil zu tun; aber das ist kein Vergleich zu Herrn Oda. Kommt der es der Schule zurück, so setzt er sich einfach am Hausflurrande und ruft: „Ich bin da!“ Diesen Ruf wiederholt er so lange, bis seine Frau oder das Dienstmädchen kommt und ihm die Schuhe weg-itamt, Das Anziehen und Ausziehen besorgt selbstverständlich alles die Frau. Vergißt sie aber etwas dabei, dann kann es vorkommen, daß der Professor ohne Krawatte auf den Katheder steigt oder daß teich auf das Hemd der Überzieher folgt. Bei allem und jedem muß seine Frau für ihn sorgen. „Frau Oda,“ meint der Vater teilnahmsoll, „kann einem doch leid tun mit solchem Manne!“ und setzt, die Mutter zu Fleiß ermunternd, hinzu: „Wenn man an Frau Oda denkt, wie glücklich bist du da zu preisen!“ Die Mutter betont dementgegen, die Oda's hätten keine Kinder; Herr Oda sei ohnedem schon ein williger, leicht zu habender Mann, habe keine eigenen 1) Sprichwörtlich: „Auch der (geschickteste) Meister der Schrift vertreibt sich einmal“ – „Auch der (geschickteste) Affe fällt einmal vom Baum.“

Behauptungen, auf denen er bestände, außer seinen wissenschaftlichen Meinungen; er bade gleich, wenn die Frau ihm sage, daß das Bad bereit sei, esse gleich, wenn die Frau ihn zum Essen rufe. Freilich sei er vergeblich, d. h. er tue nichts aus sich selbst, überlasse diese äußeren Sachen der Frau und befolge alles, wie sie es dabei wolle. Mit solch einem Mann habe man es viel leichter, als mit einem, der bei allem immer angebe, daß er das und das denke, es so und so wolle, und doch nichts von sich selbst aus tue – ...“ Kurz, dieser Herr Oda kam also. Takkai-san hatte diesen Philosophen schon ein paar Mal bei uns getroffen und sie hatten dann zusammen Go gespielt. Philosophen, der eine wie der andere, der eine mit indischer, der andere mit abendländischer Weisheit sich befassend; der eine aalartig überall entschlüpfend, der andre ein Meister der Widersprüche in Satz und Rede – da mußten sie sich ja über kurz oder lang im Gespräch auf einer gemeinsamen Linie finden; und so kurz her ihre Bekanntschaft war, so sehr befreundet waren die beiden schon. Takkai brachte das Go-Spiel-Tischchen, auf beiden Armen es tragend, und sagte dazu: „Darf ich um ein Spiel bitten, damit ich meine Schuld von vor ein paar Tagen rückbezahle?“ „Gleich einver-

standen,“ erwiderte Oda. Sie plauderten noch ein Weilchen und begannen zu spielen. Sie spielten. Die Welt war ihnen versunken. Wenn Takkai einen Stein setzte, rief er jedesmal – aus weiß nicht welchen tiefen Gründen her – den Rhythmus-Ruf (*kakegoe*) „O-ya-ji-ga shin-da („Tot ist Papa! Namu Amida Butsu!“ Es schien ein Zaubersegen (Mantram) zu sein, den Sieg zu erlangen. Jedenfalls hatte Takkai den Gegner sehr bald tüchtig in die Enge gedrängt. Oda sagte: „Sie haben im Handumdrehen mächtig an Stärke gewonnen. Sagen Sie mir nur, was ist das für ein Ausruf, den Sie beim Spiel da immerfort ausgestoßen haben? Wohl ein Mantram für Sie?“ – „Nein, das nun gerade nicht,“ meinte Takkai. (Ich komme doch eben von der Heimat.) Unwillkürlich mußte ich doch an den toten Papa denken. Da kam mir die Sache in den Sinn, und der Ausruf stieß sich vor selber aus mir heraus. Es war da nämlich auch einer meine: Freunde, ein Arzt; der studierte in Deutschland und brachte dabei den deutschen Freunden das Go bei. Er trieb gern Spaß und, das Go-Spiel lehrend, wird erzählt, gab er als Vorschrift aus: man habe dabei nicht schweigend dazusitzen; beim Setzen eines Steines habe man den Kampf Ruf (*kakegoe*): „O-ya-ji-ga shin-da“ auszustoßen.“ – „Und was ist die Bedeutung von diesem „O-ya-ji-ga shin-da?“ – „Was soll auch gleich alles eine Bedeutung haben!! Spaß muß sein! Das ist alles. Der hat sich eben einmal mit den blauäugigen Edlen solchen Spaß gemacht, Die ahnungslosen Jünger (dieser neuen Kunst), die solchen Spaß natürlich toternst aufgenommen, stoßen vielleicht heute noch immer wechselseitig diesen Ruf beim Go aus, um sich den Rang abzulaufen.“ – „Vortrefflich! Der Ahnungslose ist eine Libelle.“


Unter meinen Freunden hat sich auch einer so etwas in Amerika geleistet. Er lernte in den Schulen dort, indem er zugleich um Lohn arbeitete. In eine amerikanische Familie wurde er als Schoolboy aufgenommen. Als der Herr und die Frau des Hauses ihn nach seinem Namen fragten, sagte er ihnen, er heiße Waka-sama (Ew. Jungfürstliche Gnaden). So sagten denn alle zu ihm über ein Jahr lang „Ew. Jungfürstliche Gnaden.“ Danach bekam der Hausherr Wind von der Sache, und der junge Mann wurde plötzlich vor die Tür gesetzt. Es muß ja auch einen, auf seine “democracy” stolzen Amerikaner, nicht übel fuchsen, wenn er plötzlich zur Klarheit darüber kommt, daß er einen Uli Hause aufgenommenen, Untergeordneten, allewegs mit solch höchst aristokratischer Titulatur versehen hat.“ So plauderten sie fort. Auch der Vater erzählte jetzt von einem ähnlichen Streich, den er gespielt. Inzwischen hatte Takkai gesiegt, und der Vater setzte sich jetzt, ein Spiel zu spielen, dem Sieger gegenüber an das Go-Brett. Wenn die Drei beisammen sind, nimmt es mit dem Go kein Ende. Und der Brief?? Wann wird der denn endlich einmal geschrieben werden? Heute gewiß nicht.



Diese Datei ist ein Anhang zur Webseite

bohnerbiographie.zenwort.de

Erstellt am 8. April 2018 von **Adi Meyerhofer**, München.

Der zugrundeliegende Text ist nach japanischem Urheberrecht gemeinfrei. Die vorliegende elektronische Bearbeitung wird unter den Bedingungen der *Creative Commons*-Lizenz  4.0, d. h. „Namensnennung“ und „Weitergabe unter gleichen Bedingungen“ zur Verfügung gestellt (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode>).